AUFGEWACHSEN ALS MISSIONARSKIND ≠
 || ERFahrungen einer Existenz zwischen zwei Welten

HANS-MARTIN SPECK-RIBBAT

Gefragt nach dem, was mir und unserer Familie Speck Breklum mit seiner Mission in Indien bedeutet hat, könnte ich eigentlich mindestens eine Woche lang erzählen. In diesem Rahmen soll es jedoch bei folgenden Ansätzen eines biografischen Rückblicks bleiben – eine Ermutigung dazu, im Rahmen der historischen Erinnerungsarbeit der Breklumer Missionsgeschichte auch die Wege anderer Missionarskinder und -nachfahren als ein eigenes Feld historischer und biografieorientierter Forschung und Erinnerung ernstzunehmen:

Meine fünf Geschwister Speck und ich schauen viel zurück nach Indien zur Zeit der Mission, mal froh, mal traurig. Unsere Kindheit und Jugend sind tief geprägt von jenen Jahren in einer anderen Kultur, und wir wissen sehr gut, manchmal zu gut, was uns Indien bedeutet – das Wort Indien reicht uns als Schlüssel für viele Schätze an reichem Leben und für manche unerfüllt gebliebene Sehnsucht. Ich muss gestehen, dass diese Jahre, in denen wir Kinder eines Missionars in Indien, also Missionskinder waren und zu sein hatten, nicht immer leicht waren und von uns noch heute aufgearbeitet werden wollen.

Denn was ist ein Missionskind? Jeder von uns spürte, dass da etwas Besonderes, das uns von anderen unterschied, an uns war. Aber worin bestand eben dies Besondere? Was ist das Besondere an einem Kind, das ausgesprochen global heranwächst, dessen Eltern aus einer Kultur kommen, die selber in einer anderen, zweiten aufwachsen und dann ihre eigene dritte Kultur finden müssen? Es ließe sich etwa so beschreiben:

Du weißt, dass du ein Missionarskind bist,

- wenn du auf die Frage „Woher kommst du denn?“ nicht antworten kannst;
- wenn du dich überall und nirgendwo zuhause fühlst;
- wenn du mindestens drei Sprachen fließend sprichst und manchmal nicht weißt, welche es gerade war;
- wenn du in der Schule gewohnt hast und in den Ferien nach Hause gefahren bist;
- wenn du von „grünen“ Weihnachten träumst – „weiße“ hast du kaum erlebt;

- wenn du schon längst einen Reisepass, aber keinen Führerschein besitzt;
- wenn du dich fragst, ob es sich lohnt, neue Menschen kennen zu lernen, da man sich sowieso nur irgendwann wieder verabschieden muss;
- wenn du völlig verunsichert bist, weil du niemals gelernt hast, wen man wann siezen oder duzen muss.

So mag es vielen von uns Missions- oder Diplomatenkindern gehen. Ich will von mir berichten.

In Indien war dieses ganz andere intensive Erleben das lange Zeit mir einzig bekannte Leben. Immer Sonne und Wärme, heiße Trockenheit, schwüler Monsun, ganz helle Tage, aber Furcht einflößende tiefschwarze Nächte. Dazu gehörten Barfußlaufen, mit der Hand vom Bananenblatt scharfen Curry essen, im Freien Spielen, Wandern, Angeln und Jagen in unberührter Natur. Wir waren von Tieren umgeben, zahmen und wilden, wie Papageien und Mangovögeln, Mungus und Affen, Bären und Panther wohl, nicht wirklich Schlangen und Tiger. Dazu gehörten viel unterwegs Sein und Reisen – mit dem Ochsenkarren mit dem Vater auf Missionseinsatz in abgelegene Gegenden oder zu Fuß in die Bergdörfer, mit dem Zug durch ganz Indien zur Internatsschule, mit dem Schiff durch den Suezkanal nach Deutschland auf Heimaturlaub Und all das fast immer mit braunen oder internationalen Spielgefährten und Freunden mitten zwischen verschiedenen Religionen.

Die Köchin war eine christliche Harijanfrau, der Gärtner ein Adivasi-Animist, die Frau, die immer alles sauber machte, gehörte natürlich zu den Ausgestoßenen der Hindus, der Tischler war ein Sikh, der Fahrer ein Brahmane, der Ladenbesitzer ein Muslim, in der Missionsschule Juden, Katholiken, diverse christliche Denominationen, Buddhisten, Hindus und Religionsferne – das alles gab es in indischer Einfachheit, ökumenischer Vielfalt und offensichtlicher Eintracht. Ich erlebte keinerlei Aggressionen gegen mich als Kind. Ich – ich war eben ein weißes Kind – scheinbar gleich, jedenfalls, wenn ich gemeinsam mit unseren indischen Freunden spielte, mit ihnen durch die Gegend stromerte, auf die Jagd ging, beim Dreschen und Tanzen mich einreichte – ich war aber auch der Sohn eines Sahibs, – deutlich anders, wenn ich den ankommenden bettelnden Armen etwas geben sollte, ich viel mehr in der anderen Schule-in-der-Ferne lernte, getrennt von den anderen, den Indern, am Tisch sitzend aß.

Dazu kam das ständige, unbewusst spontane Umschalten von einer Sprache zum nächsten Dialekt. „Switchen“ haben wir das genannt, wenn uns die

Mutter auf Deutsch rief, die Köchin in Desya-Oriya schalt oder der Guru in Hochoriya das Kyrie sang, der Kuhhirte uns in Kuvi grüßte, der Dorflehrer endlich mal wieder mit uns gutes Pidgin-Englisch versuchte, die Missionsonkel und -tanten ihr deutsches Englisch probierten oder wir bei Besuch aus Übersee in sauberem amerikanischen Slang antworteten. All dies war für uns natürlich und selbstverständlich.

Missionskind sein hieß aber auch mit Wechsel, Abschied und Trennungen zu leben. Als Schulkind wurde ich mit sechs Jahren aufs Internat geschickt, weit entfernt von den Eltern. Nach drei Monaten Ferien im Missionsgebiet in Orissa mussten wir immer wieder aufbrechen, drei Tage und drei Nächte zur Schule fahren, mit dem Zug und mit dem Bus 1700 Kilometer in den tiefen Süden nach Kodaikanal, 2000 Meter hoch über der heißen Tiefebene. Neun Monate wohnten wir im deutschen Internat und gingen zur amerikanischen Missionsschule. Einmal im Jahr kamen die Eltern auf ihrem Urlaub zu uns an unseren Schulort, einmal fuhren wir zu ihnen aufs sogenannte Missionsfeld.

Und alle zehn oder sieben oder fünf oder drei Jahre – je nachdem ob es der erste oder vierte Missionseinssatz, in den 30er oder 70er Jahren war – ging es für die Familie in den sogenannten Heimaturlaub. Nach achtundzwanzig Tagen Schiffsreise mit einem europäischen Ozeanriesen um Afrika, oder nach vierzehn Tagen durch den Suezkanal landeten wir in der Welt unserer Eltern, die nicht die unsere war. Wir landeten in einer jedenfalls für uns ganz anderen fremden Welt, wo wir eine Zeitlang lebten und herumreisten, ohne feste Heimatadresse – und von wo wir schließlich und lange herbeigeseht wieder zurück ins warme Indien kehrten.

Betrachte ich meine Biographie, so erlebte ich die ersten siebzehn prägenden Jahre in einer von Europa, von Deutschland wirklich weit entfernten, wirklich anderen Welt. Dann folgten die nächsten siebzehn Jahre mit weiterführender Schule, Studium, Vikariat und Berufseinstieg hier in Deutschland, aber innerlich noch lange nicht ganz angekommen im Land der Eltern, mit angestregten Versuchen der Akklimatisation und Selbstfindung. Es folgten schließlich weitere siebzehn Berufsjahre in Deutschland mit fortgesetztem Integrationsbemühen in diese Gesellschaft, meine zweite Heimat, um heute die nächsten siebzehn Jahre, bereit zur Versöhnung mit beiden Heimen und Kulturen in der eignen Brust, zu erfahren.

Ich bin jetzt nordelbischer Pastor und in einer für mich maßgeschneiderten Stelle Seelsorger für ausländische Studierende der diversen Hamburger Uni-

versitäten und Hochschulen. Die Ratsuchenden aus aller Welt Länder geben mir immer wieder zu verstehen, dass sie spüren, wie ich sie in ihrem Leben und ihren Erfahrungen nachempfinden kann, und dass ich sie ansatzweise verstehe, wo sie herkommen und was sie alles hier in der oft nicht freiwillig gewählten zweiten Heimat zu bewältigen haben. Manche nennen es interkulturelle Kompetenz, die Fähigkeit, sich in verschiedenen Kulturen verstehen und bewegen zu können, über die ich womöglich etwas verfüge und die mir ein Verständnis von gelebter Partnerschaft ermöglicht, die unsere globalen Gesellschaften immer nötiger haben werden.

Ich für meine Person habe entdeckt, dass für die eigene Aufarbeitung dessen, was Indien für mich bedeutet hat, wiederholte Besuche und Reisen nach Indien sehr wichtig und geradezu therapeutisch sind. Jedenfalls fahre ich immer wieder dort hin, unterrichtete an meiner ehemaligen heutigen Kodaikanal International School, arbeite gerne über das NMZ mit den jungen Adivasi in Orissa und entwickle für ihnen ein sicher neues, von den „Missionsvätern“ unterschiedenes Selbstverständnis. Ich halte es für erstrebenswert, „dass sich erwachsene Missionarskinder ihre Vergangenheit zurückerobern, um sie gut zu nutzen.“ (In Anlehnung an Third Culture Kids, s. u., S. 325. Fortan TCK genannt)

IRRITATIONEN INMITTEN DER VIELEN SCHEINBAREN EXOTIK:

Aber nicht jedem von uns sechs Geschwistern geht es wie mir. Obwohl wir Geschwister sind, waren unsere Erfahrungen sehr unterschiedlich. Wir selbst mussten anerkennen, dass es für manche von uns sehr schwer war, als Missionarskind aufzuwachsen, für andere dagegen viel leichter. Es gab doch viele Irritationen, die ich nicht verschweigen will.

Die frühe und wiederholte Erfahrung von Trennung von den Eltern und dann Geschwistern, von Schulkameraden und Freunden und selten gesehenen Verwandten macht unsicher in der eigenen Beziehungsaufnahme. Worauf kann Kind sich verlassen? Die ständige Erfahrung des Wechsels, von Wohnorten: Südindien, Orissa, Indien; von Bezugspersonen: Eltern, indisches Personal, Hausmütter und -väter; von Schulen: in Kodaikanal, am jeweils neuen sogenannten Heimaturlaubsort; von Sprachen, von Pädagogikstilen, forderte uns heraus. Der liberale amerikanische Lehrer sagt: give your best, der deutsche Inselvolksschullehrer in der Ein-Klassen-Schule lehnt den Rohrstock griffbereit an die Tafel. Wir waren herausgefordert durch den Wechsel von tropischen Kontinenten zu kalten Klimazonen. Der

ständige Wechsel führte zu Verunsicherungen, stellte für Lösungen oft übergroße Erwartungen an die missionarische Kleinfamilie und verlangte häufig zuviel Eigenverarbeitung eines jeden Einzelnen von uns.

Die erschreckende Erkenntnis, grundlegend missverstanden zu werden, kennen wir nur zu gut von Heimataufenthalten, waren doch die hiesigen interkulturellen Fremderfahrungen – abgesehen von der Begegnung mit den wenigen Fremd- und Gastarbeitern – nicht nur unserer Verwandten und Freunde, sondern auch Breklums und der übrigen deutschen Gesellschaft – minimal in jenen Jahren. Für Missionarskinder wie „Third Culture Kids“ (TCKs) gilt, „dass sie, während sie heranwuchsen, ganz andere Erfahrungen gemacht haben als solche, die vorwiegend in einer einzigen Kultur groß geworden sind. Sie wurden von den Menschen um sie her oft als „etwas merkwürdig“ empfunden. Mit leuchtenden Augen wurden wir immer wieder empfangen, um aber rasch bewundert und in eine exotische Ecke gestellt zu werden oder von „Experten“ mit Wissen und Urteilen über „unser“ Land Indien zugeschüttet zu werden, was uns nur noch sprachloser machte. Die ureigenen Erlebnisse waren meist nicht mitteilbar, in Deutschland nicht immer glaubwürdig. Die nicht normalen Kindheitsgeschichten wollte hier keiner wirklich hören – „ach ja, ihr mit Eurem Indien“, hieß es ziemlich bald. Dabei war es für uns normal, Missionarskind zu sein: Auch „Third Culture Kids“ (TCKs) sind ganz normal!

Besonders unsere Verwandten, aber auch Freunde der Familie waren uns sehr wichtig, obwohl es auch mit ihnen gelegentlich Verständigungsprobleme gab. Wir wurden beneidet um unsere Reiselust, Exotik and Rastlosigkeit, uns wurde aber weniger zugehört, wenn wir von uns erzählten – was es für ein Kind bedeutet, mit sechs Jahren aufs Internat zu kommen, wie ständig wechselnd der Alltag war, wie wenig personale Kontinuität, wie viel Verlust an Freundschaften, wie wenig eigene Identität und Zugehörigkeitsgefühl uns bestimmten.

Aber auch die Probleme unserer Eltern im indischen Alltag, die isolierte Situation und Arbeit in der Mission, die Einsamkeit auf einem Kuvidorf, die Sehnsucht nach Post aus Deutschland oder von Kindern aus dem entfernten Internat, dort im missionarischen Exil oder hier während des sogenannten Heimaturlaubs kamen fast nie in der „Heimat“ zur Sprache – vor lauter Idealisierung der Mission. Wenn auf dem Jahresmissionsfest wegen lauter landeskirchlicher Redner nur noch ein paar Minuten für die Worte des sonst so bewunderten Adivasi-Missionars, des Breklumers Reimer Speck blieb, der sich wieder auf fünf Jahre von Deutschland für die Mission in Indien verabschiedete, dann tat das ihm und uns zuhörender Familie weh.

POSITIVE MITGIFT FÜR EIN INTERKULTURELLES LEBEN HIER UND DORT,
ZWISCHEN ODER IN DEN KULTUREN

Ich persönlich habe viele positive Impulse und lebenswerte Hoffnungen von Indien her mit auf den Weg bekommen und möchte davon auch gerne weitergeben. Was als Stigmatisierung, als exotischer Nimbus erlebt wurde und manchmal manche zum Hänseln verführte, kann auch offen machen für andere Menschen, Sitten und Kulturen, kann auch wach machen dafür, wie schnell über jemanden, der anders ist, gelacht oder geurteilt wird. Jeder Versuch, eine weitere Sprache zu lernen, ist ein Gewinn an neuem Leben. Aus dem Gespräch mit dem andersglaubenden Nachbarn kann ein Dialog zwischen Religionen werden. Es lohnt sich, Erinnerungen an seine eigene Biographie immer wieder zuzulassen, sie für die eigene Identität zu nutzen und immer wieder neu zu beleben. Durch die positive Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte konnte ich meine eigenen Geschwister, aber auch Ehepartnerin, Kinder und Freunde wieder heranführen an das, was Indien für uns bedeuten kann. Eine Begleitung dorthin kann wieder sprachfähig machen, die eigene Vergangenheit kreativ auf- und anzunehmen, die eigenen Ressourcen wieder zu entdecken und konstruktiv an der eigenen sogenannten Dritten Kultur von Third Culture Kids mitzuwirken.

Es gab Zeiten, in denen ich aus Unsicherheit nichts von Indien erzählen wollte. Inzwischen habe ich oft genug beglückend zurückgemeldet bekommen: Du bist zwar anders, aber das tut uns gut, davon möchten wir mehr erfahren, irgendwie bist du wirklich interkulturell kompetent. Heute jedenfalls habe ich Lust, eigene Erfahrungen zu Gehör zu bringen. Ich möchte auch anderen Mut machen, von sich zu erzählen. Das nutzt mir jetzt in der partnerschaftlichen Begleitung der Adivasi. Ich möchte die indischen Partner anhören, damit sie sich hier zu Gehör bringen, und uns hier wenn möglich auch durch mein sprachlich geschultes Verstehen zum Verständnis motivieren. Mein biographischer Weg mit Indien hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass die Adivasi existenzfähig sind, dass sie selbständig sein können und wir uns unsererseits dazu sensibilisieren können, herauszufinden, welche neue – aus dem Zusammentreffen der Adivasi-Tradition und der Breklumer Mission entstehende dritte – partnerschaftliche Kultur für heute möglich ist, eine dritte Kultur, in der wir unsere je eigenen Wege gehen und uns doch als einander gleichwertig begegnen können.

Gerade in der Begleitung der Adivasibesuchsgruppen und Partnerschaftsgemeinden in den letzten Jahren hier erfahren wir, wie vielen von uns es immer noch schwer fällt, sich mit alltäglicher Fremdheit, insbesondere an-

deren Sprachen, Verhaltensweisen und Essgewohnheiten irgendwie interkulturell zu befassen. Auch in Sachen Interkulturalität fängt alles mal klein an, und es gibt genügend Möglichkeiten, diese zu optimieren. Anscheinend ermöglicht und erfordert interkulturelle Begegnung eine ganzheitliche Offenheit gegenüber uns fremden Menschen und Situationen. Diese Erfahrung und heutige Einstellung habe ich maßgeblich meinem familiären Missionsbezug zu Breklum und den daraus folgenden Indienjahrzehnten zu verdanken, und sie brachten mir nachhaltige Reisen nach Indien.

Ich hoffe, dass es deutlich geworden ist, dass dieser Lebensstil, Missionarskind oder Third Culture Kid zu sein, Fähigkeiten sowie Probleme mit sich bringt, mit denen man sich befassen muss, die betroffene Person selbst, die Eltern, die Anstellungsträger, wie etwa das Nordelbische Missionszentrum (Hamburg). Viele der Herausforderungen, denen sich Missionarskinder gegenüberstehen, werden nun auch in der größeren neueren Arena der heutigen Welt zu prüfen sein. Es lohnt sich, in diesem Sinne aus der Perspektive von Missionarskindern nachzudenken, wie den Konsequenzen der Globalisierung begegnet werden kann.

Literaturhinweis:

Third Culture Kids, Aufwachsen in mehreren Kulturen, 2003, von David Pollock, insbesondere S.10–11. 324–325. Wir 6 Geschwister befassen uns z. Zt. mit diesem Buch. Einige Wiederentdeckungen in der je eignen Biographie sind und bleiben uns sehr aufschlussreich.